



Vorbild für Julia Kalmunds Diskussionsrunden sind die englischen „Debating Societies“.

FOTO: CLAUS SCHUNK

## Im philosophischen Salon

Die Fragen des Lebens: Dolmetscherin Julia Kalmund ist in England aufgewachsen und lädt seit acht Jahren zu Diskussionsrunden nach britischem Vorbild – nun auch regelmäßig in Münchner Bars

VON BARBARA HORDYCH

Das es im Leben Fragen gibt, auf die keine oder womöglich zu viele Antworten passen, erfuhr Julia Kalmund bereits als Zehnjährige: Damals, 1956, nach der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands, flohen ihre Eltern mit ihr aus Budapest über Wien nach England. „Mit einem Kind besprach man die Gründe damals nicht, ich hatte die Entscheidung meiner Eltern zu akzeptieren“, sagt die 66-Jährige heute. Vielleicht liegt hier eine Erklärung dafür, warum sich die Simultandolmetscherin, die seit 40 Jahren in München lebt, so sehr mit existenziellen Fragen beschäftigt – und mit der Suche nach Antworten.

Um Lösungen für „des Lebens Fragen nach dem Warum“ zu suchen, wie es der französische Philosoph und Essayist Montaigne einmal formulierte, gründete Kalmund vor acht Jahren einen philosophischen Salon. Sie lud Referenten aus den Bereichen der Geisteswissenschaften oder Vertreter aus der Wirtschaft, um über vorgegebene Themen zu sprechen. Vorträge wie „Vernunft und Glaube“, „Feminismus“, „Ethik in der Wirtschaft“ und „Neuro-Law: Das Gehirn vor Gericht“ gab es schon zu hören, und „danach wird debattiert, oft so angeregt, dass ich irgendwann einen Schlusspunkt setzen muss“, sagt Kalmund. Ein probates Mittel dafür: den Nachtschlaf servieren.

Die Zusammenkünfte finden in ihrem Haus statt, in einem Kreis von Bekannten und Freunden, der sich von anfänglich drei Freundespaaren auf heute mehr als 50 Teilnehmer erweitert hat. Laut Kalmund ist „der Bedarf viel größer“. Es gäbe sehr viele Menschen, die den erhellenden Blick auf Problemstellungen suchen, die im Laufe ihres Lebens auftauchen. „Etwa die Frage, wie sie Werte, die sie anstreben, mit dem in Einklang bringen können, was ihnen im Alltag abverlangt wird“, sagt sie. Um hierfür ein öffentliches Forum einzurichten, hat

sie im Mai die Veranstaltungsreihe „Street Philosophy“ initiiert.

Auf ihre feine und zurückhaltende, sprichwörtlich „englische“ Art verfolgte Kalmund ihr Ziel, aber doch auch sehr hartnäckig: Sie suchte und fand als „room for thought“ die Josef-Bar im Glockenbachviertel, überzeugte den Gastronom Stephan Aloh davon, ihr die Bar ohne Miete zu überlassen und gewann ihn als Mitdiskutanten. Für die einleitenden Referate und die Moderation der anschließenden Gesprächsbeiträge engagierte sie die beiden promovierten Philosophinnen Celina von Bezold und Karin Hutflötz. Selbstverständlich diskutiert sie selbst auch lebhaft mit, wenn sich die Gäste in lockerer Runde über Fragen wie „Wann lassen wir?“, „Wie leben wir?“ oder demnächst „Wann lieben wir?“ nachdenken.

### Ihr Vater bewahrte die Mutter vor der Deportation in die Konzentrationslager

Als vor einigen Wochen nach einer Einführung ins Themenspektrum „Gelassenheit“ Referentin Karin Hutflötz jeden Teilnehmer aufforderte, ein Beispiel für eine Situation beizusteuern, in der er oder sie das „Lassen“ schon einmal praktiziert habe, musste Kalmund nicht lange überlegen. „Eine der schwierigsten Übungen in meiner Ehe bestand für mich darin, Aussagen meines Mannes erst einmal stehen zu lassen, auch wenn mein spontaner Impuls war, ihm sofort ins Wort zu fallen und zu widersprechen.“ Genau darum geht es bei den Zusammenkünften von Kalmund: Verhalten in Alltagssituationen zu reflektieren, nach den Beweggründen zu fragen und das Ganze in einen größeren Kontext zu stellen.

In ihrer eigenen, an glücklichen und unglücklichen Fügungen reichen Familiengeschichte gibt es eine Vielzahl von Gelegenheiten, nach dem Warum zu fragen: So

konnte sie als Zehnjährige mit ihren Eltern nach kurzer Zeit das Flüchtlingslager in Wien in Richtung England verlassen, weil ein Onkel das Visum für die dreiköpfige Familie besorgte, der seit Beginn des Zweiten Weltkriegs in London lebte. „Meine Mutter war Jüdin, und ihre beiden Brüder besuchten die Handelsschule in Wien, sie sollten später die Papierwarenfabrik ihrer Eltern übernehmen können“, sagt Kalmund. Als der Krieg ausbrach, flohen die beiden nach England, kehrten nie mehr in die Heimat zurück.

In Budapest wiederum war es Pál Tarcay, ihr Vater, der die Mutter und ihre Familie vor der Deportation in die Konzentrationslager bewahrte. „Die beiden hatten sich ineinander verliebt, und da mein Vater ebenso wie sein Bruder Vilmar, an den heute eine nach ihm benannte Straße in Budapest erinnert, der ungarischen Widerstandsbewegung angehörte, gelang es ihm, sie alle zu verstecken.“

Kalmund entstammt einer Familie, die gezwungenermaßen kosmopolitisch agierte, Sprachbegabung, Wissensdurst und Organisations-talent als Überlebenskunst verinnerlichte. Daher war es auch nicht weiter verwunderlich, dass Julia Kalmund ihren Wunsch, Sprachen zu studieren, nicht in England umsetzte, „das war mir damals als Insel zu isoliert“. Stattdessen ging sie nach Genf: Dort studierte sie Französisch, Englisch und Deutsch und arbeitete als Simultanübersetzerin. Auch lernte sie dort ihren Mann, einen Anwalt, kennen, mit dem sie seit 45 Jahren verheiratet ist.

Die Jahre in England, zwischen dem zehnten und achtzehnten Lebensjahr, nennt sie „prägend“ für ihren weiteren Lebensweg. „Mich fasziniert das Talent der Angelsachsen, private Krisensituationen öffentlich und positiv aufzuarbeiten, ohne sich dabei eine Blöße zu geben“, sagt Julia Kalmund. Vorbild sind für sie die etwa 2000 privaten Philosophieclubs, die sogenannten Debating Societies, die Phänomene aus der Tagespolitik genauso aufrei-

fen wie das zwischenmenschliche Miteinander.

Auch wenn viele Fragen bei diesen Zusammenkünften offen bleiben, hat Kalmund für sich eine ganz persönliche und pragmatische Antwort auf die existenziellen Fragen ihres Lebens gefunden. „Wenn man im Leben trotz allem, was einem widerfahren ist, gut zurechtgekommen ist, erwächst für mich daraus eine Verpflichtung, etwas zurückzugeben“, sagt sie. Ein Bewusstsein, das in England und in Amerika, wo sich viele Schulen und Einrichtungen durch private Gelder finanzieren, ganz selbstverständlich sei.

### Vor fünf Jahren hat sie ihre eigene Stiftung gegründet

In dieser Tradition hat die Mutter zweier Kinder vor fünf Jahren die Kalmund-förkings-Stiftung gegründet, die unbürokratisch Projekte finanziert, die zur Bildung bedürftiger Kinder beitragen: Dazu gehören etwa die Initiative „Ninos en Armonia“ der Münchner Geigerin Ulrike Flemming, die argentinischen Kindern aus ärmlichen Verhältnissen Musikunterricht ermöglicht. Ein verwandtes Projekt finanziert ihre „Eine-Frau-Stiftung“ in München, am Sonderpädagogischen Förderzentrum Am Westpark. Und der Leiterin des Kinderchors am Gärtnerplatztheater, Verena Sarre, hilft sie, den Musikunterricht für Kinder zu bezahlen, deren Eltern das nicht wollen oder können.

Auch hier ist sie angelsächsisch geprägt: Eine gute Ausbildung erhöht die Chancen, im Leben zurechtzukommen. Und dabei, das hat ihre Familie über Jahrzehnte hinweg erfahren, „kann man sich nicht immer auf den Staat verlassen“.

Der nächste Street-Philosophy-Abend „Wann lieben wir“ beginnt am 26.9. um 19 Uhr in der Josef-Bar, Klenzstraße 99.

## Plötzlich sprachlos

Ralph Dürr ist Vorsitzender des Landesverbands der Aphasiker

**Bad Tölz** – Aphasie kommt vom griechischen Wort „aphasia“, das „Sprachlosigkeit“ bedeutet. Aphasiker sind Menschen, die nach einem Schlaganfall, einer Gehirnblutung oder einem Unfall unter dem Verlust der Sprache leiden, oft auch Probleme mit dem Verstehen, Rechnen und Schreiben haben. Der bayerische Landesverband der Aphasiker, der seit 1989 besteht, hat seinen Sitz seit zwei Jahren in Bad Tölz. Vorsitzender ist Ralph Dürr. Der 49-Jährige ist geschieden, hat zwei Kinder und wohnt in Rothenburg ob der Tauber, kommt aber häufig nach Tölz. Er ist selbst Aphasiker und musste seinen Beruf als Elektroinstallateur-Meister aufgeben. Dürr redet langsam, manchmal muss er einige Augenblicke überlegen, um ein Wort richtig auszusprechen.

**SZ: Herr Dürr, Sie leiden selbst unter Aphasie. Was ist passiert?**  
Ralph Dürr: Vor 22 Jahren habe ich eine Gehirnblutung, nicht direkt einen Schlaganfall, beim Skifahren in Österreich erlitten. Ein halbes Jahr war ich im Rollstuhl, ein halbes Jahr konnte ich nicht sprechen, nicht einmal ein Ja oder Nein. Das erste Wort in der Uni-Klinik Würzburg war dann „Auto“. Ich weiß auch nicht, warum.

**Dadurch hat sich Ihr Leben von einem Moment zum anderen völlig verändert. Wie haben Sie das erlebt?**  
Erst habe ich gemeint, diese Gehirnblutung geht wieder weg. Nach etwa einem Vierteljahr habe ich dann gemerkt: Jetzt geht gar nichts mehr. Meine Familie hat mich schon unterstützt, nicht nur meine Frau zum damaligen Zeitpunkt, auch Tanten und Onkel. Aber ich konnte ja nicht reden. Es war schon wirklich an der Schmerzgrenze. Teilweise habe ich geweint, weil alles, was ich mir von meinem Leben erträumt habe, zusammengebrochen ist. Da wieder herauszukommen ist ein Prozess, der Jahre dauert. Das ist wie eine Spirale. Wenn ich heute sage, es geht mir gut, dann sage ich damit: Es geht mir mit Einschränkungen gut.

**Und Sie tragen mit Ihrem Verband dazu bei, dass es den Betroffenen möglichst gut geht. Wie viele Aphasiker leben in Bayern?**

Wir haben im Landesverband knapp 900 Mitglieder. Aber es gibt noch einmal so viele Aphasiker, die nicht Mitglied sind. Insgesamt also circa 1800 Betroffene. In den Selbsthilfegruppen können sie sich austauschen. Der Verband organisiert für sie Referenten, die über Krankengymnastik, Ergotherapie, Neuropsychologie oder Logopädie berichten. Dann fahren wir jedes Jahr zusammen zu den Aphasie-Tagen nach Würzburg. Das ist ein bundesweiter Kongress mit Ärzten, Therapeuten und Aphasikern.

**Wie unterschiedlich sind die Auswirkungen der Aphasie?**

Der eine hat eine Global-Aphasie. Das heißt, er kann nicht mehr als ein paar Wörter sagen. Ja, Nein, seinen Namen, vielleicht noch eine Redewendung, die er vor seinem Schlaganfall oder der Gehirnblutung oft benutzt hat. Es sind wirklich wenige Worte, das ist sehr schwierig. Dann gibt es die Wernicke-Aphasie. Der Betroffene bezeichnet dabei Dinge, wie es ein normaler Mensch nicht tun würde. Gesprochenes versteht er nur teilweise, manchmal kommt es zu Wort- und Lautverwechslungen und falsch geschaltetem Satzbau. Ein Beispiel: Er sagt „Schaufenster“, meint aber „Haus“. Er benutzt vollkommen falsche Wörter. Und es gibt die Broca-Aphasie, das ist dem Stottern ähnlich. Betroffene sprechen stockend, haben viele Sprechpausen. Wörter haben viele Lautverwechslungen, und Sätze sind unvollständig.

**Der Umgang mit einer solchen Erkrankung ist ja auch für die Angehörigen nicht einfach. Was müssen die wissen? Zuhören bedeutet Warten. Mitdenken. Beobachten. Eselsbrücken benutzen. Und vielleicht ein Thema finden, um den Aphasiker auf die Spur zu bringen. Nachsprechen ist dagegen nicht echte Kommunikation, das ist eigentlich falsch. Man sollte abwarten und den Aphasiker eventuell ablen-**

ken, um es später noch einmal zu versuchen. Und nicht aufgeben – das ist ganz wichtig. Ebenso, ganz einfache Ja-Nein-Fragen stellen. Aphasiker können Nebensätzen oder Und-Und-Konstruktionen oft nicht folgen.

**Welche Therapiemöglichkeiten gibt es?**  
In Bayern gibt es Reha-Kliniken von Bad Tölz bis Bad Kissingen, von Aschaffenburg bis Passau. Sehr wichtig sind logopädische Übungen. Wenn der Aphasiker rechts eine halbseitige Lähmung hat, gibt es natürlich auch Krankengymnastik, Ergotherapie und neuropsychologisches Training. Neben dem Sprachverlust kann es auch Sehstörungen geben, Aufmerksamkeits-, Konzentrations- und Gedächtnis-Defizite.

**Welche Angebote haben Betroffene in Ihrer Einrichtung?**  
Einmal in der Woche findet ein Stammtisch in der benachbarten Reha-Einrichtung „Neurokom Isarwinkel“ statt. Die Rehabilitanden kommen zusammen und machen viele Dinge. Ich habe ihnen den Auftrag für ein Plakat zum Chorseminar gegeben, das in fünf Wochen in Bad Tölz stattfindet.

**Ein Chorseminar für Menschen mit Sprachstörungen?**  
Der Mensch hat zwei Hirnhälften. Auf der linken Seite des Hirns befindet sich das Sprachzentrum, wo zum Beispiel bei mir alles weg ist. Auf dem Computerbild sieht man da nur ein weißes Nichts. Aber ich kann singen. Das ist in der rechten Hirnhälfte gespeichert – wie etwa das „Vater unser“ oder Lieder, die man von früher kennt, Kinderlieder, Adventslieder. Das ist abrufbar. Aber manchmal halt nicht passend, wenn der Aphasiker das Vater unser betet; nur das, was vorher in der Hirnhälfte gespeichert war, kann er wiedergeben.

**Sie sind geschieden. Hing die Trennung mit ihrer Krankheit zusammen?**

Ja, doch. Ich war, wie gesagt, beim Skifahren, dann wurde mein Sohn geboren, zweieinhalb Jahre später meine Tochter. Meine Frau entfernte sich langsam von mir. Sie hat Sachen unternommen, die ich nicht mehr konnte, sie war Skifahrer, Motorradfahrer, Reiten, hatte andere Freunde, ein anderes Umfeld. Da ist es verständlich, dass ich auch andere Freunde suchte, aber nur wenige. Irgendwann haben wir beide gesagt: Das bringt nichts mehr. Jetzt habe ich meine Kinder. Mein Sohn studiert, und wenn er bei mir in Rothenburg ist, schläft er bei mir. Für mich ist es unheimlich wichtig, dass dies so klappt.

**Welche Erfahrungen machen Aphasiker im Alltag?**

Da ich selbst ab und zu in Bad Tölz bin, meine ich, dass das Miteinander hier ganz gut ist. Aber wenn ich mir München anschau, ist da wenig Miteinander, es ist eben eine Großstadt. Es gibt sehr viele Aphasiker, die nach ihrer Reha in Bad Tölz geblieben sind. Echt: Das sind wirklich viele.

INTERVIEW: KLAUS SCHIEDER



Ralph Dürr, Elektroinstallateur, hatte vor 22 Jahren eine Hirnblutung. FOTO: OPH

## Spitzenduo

Ungewöhnlich: Harald Strötgen, Vorstandsvorsitzender der Münchner Stadtparkasse, und sein Nachfolger Ralf Fleischer arbeiten bis Ende des Jahres zusammen

**München** – Man muss sich nur mal kurz vorstellen, Josef Ackermann hätte sich herbeigelassen, die Zeit vor seinem Abschied als Chef der Deutschen Bank monatelang mit seinen beiden ungeliebten Nachfolgern Jürgen Fitschen und Anshu Jain zu verbringen, um sie auf ihre neuen Aufgaben vorzubereiten. Wäre sogar mit ihnen in seiner Freizeit gemeinsam Golf spielen gegangen. Völlig ausgeschlossen!

In München passiert genau das gerade. Harald Strötgen, der Vorstandsvorsitzende der Münchner Stadtparkasse, geht Ende des Jahres in Ruhestand. Doch sein Nachfolger Ralf Fleischer tritt seinen Dienst nicht etwa pünktlich am 2. Januar 2014 an, sondern er ist schon da. Als zusätzlicher installierter Co-Chef leitet er zusammen mit Strötgen die nächsten Monate die Sparkasse. „Wir machen ein bisschen was anders als andere“, sagt Strötgen, als er mit seinem Nachfolger am Montag zu einem Abendessen in kleinem Kreis bittet, „ich finde das gut so“. 60 bis 70 Termine wollen die beiden in den nächsten drei Monaten gemeinsam absolvieren.

Fleischer kommt aus Mülheim an der Ruhr. Zuletzt war er knapp sieben Jahre lang Geschäftsführer des Rheinischen

Sparkassen- und Giroverbandes, davor hatte er eine klassische Sparkassen-Karriere hingelegt, war Vorstandschef einer Sparkasse in Nordrhein-Westfalen. Als die Stadtparkasse einen Nachfolger für Strötgen suchte, hat er sich ganz normal beworben und sich am Schluss des Bewerbungs-

verfahrens gegen zwei Konkurrenten durchgesetzt. Er habe für sich schon sehr früh beschlossen: Wenn in München mal was geht, dann gehst du dahin. Die Stadt kennt der 49-Jährige bisher nur aus touristischer Perspektive, von gelegentlichen Abstechern in seinen Skiurlauben.

„Ich fühle mich in München sehr wohl“, sagt er über seine ersten Wochen, ihn beeindruckte vor allem das „pulsierende Leben in der Innenstadt“. Fleischer ist alleine nach München übersiedelt, seine Frau ist vor drei Jahren gestorben und seine drei Kinder sind schon erwachsen und nicht mehr mit umgezogen.

Dass die Wahl auf Fleischer fiel, hat für Strötgen auch mit dessen Verbandstätigkeit zu tun. Dadurch könne er nicht nur das Kundengeschäft, sondern auch die politischen Netzwerke nach Brüssel, die für ein Geldinstitut wie die Stadtparkasse heute immer wichtiger würden. „Parteipolitik hat null Rolle gespielt“, betont Strötgen. Der Neue ist parteilos und will es auch bleiben, anders als Strötgen, der aus seiner SPD-Mitgliedschaft nie ein Hehl gemacht hat und trotzdem in diversen Beraterkreisen von Ministerpräsident Horst Seehofer sitzt.

In den Jahren unter Strötgen hat die Stadtparkasse einen vorsichtigen Kurs gefahren und riskante Geschäfte gemieden. So ist sie gut durch die Finanzkrise gekommen, steht wirtschaftlich glänzend da. „Grundsätzlich wird sich der Kurs überhaupt nicht verändern“, sagt Fleischer.

Was die Risikofrage angeht, würden er und Strötgen „sehr ähnlich ticken“. „Ich bin ein risikofreudiger Mensch“, sagt Fleischer. Dass deshalb alles beim Alten bleibt, ist damit aber nicht gesagt. Von den 800 000 Kunden der Stadtparkasse, erzählt Strötgen, würden 200 000 nie mehr eine Filiale betreten, sondern ihre Bankgeschäfte online erledigen. Wenn sich dieser Trend fortsetzt, wird das zwangsläufig irgendwann Auswirkungen auf das dicht geknüpft Filialnetz haben müssen. „Wir werden immer eine dezentrale Organisation bleiben“, verspricht Fleischer.

Auch das soziale Engagement der Sparkasse will der Neue fortsetzen, überhaupt scheint es zwischen beiden Herren nirgendwo Zwist zu geben. „Wir haben bisher noch kein großes Thema gefunden, wo wir unterschiedlicher Meinung sind“, sagt Strötgen. Aber ein paar kleine Unterschiede gibt es natürlich schon. Münchens Leben ist schon ein bisschen bunter als in Mülheim an der Ruhr und um voll wiesentauglich zu werden, will sich Fleischer möglichst rasch eine Lederhose zulegen. Strötgen dagegen besitzt nur zwei oder drei Janker „und diese Hemden“. Gemeint sind Trachtenhemden. PETER FAHRENHOLZ



Vorgänger und Nachfolger: Harald Strötgen und Ralf Fleischer (r.).

FOTO: OPH

## LEUTE DES TAGES

**Ferdinand Hofer**, 20, darf im „Tatort“ mitermitteln. Der Münchner BWL-Student ist gerade im Kinofilm „Dampfnudelblues“ als aufmüpfiger Metzgersohn zu sehen und wird den Kommissaren beim nächsten München-Tatort, der derzeit gedreht wird, auf die Nerven gehen. Er gibt den übereifrigen Jungpolizisten Kalli, „der gerne mal falsche Schlüsse zieht“, sagt Hofer. Mit den Hauptdarstellern Udo Wachtveitl und Miroslav Nemeč komme er beim Dreh „sehr gut aus“. Neben dem Tatort-Debütanten spielt diesmal auch ein Altmeister mit: Franz Xaver Kroetz („Brandner Kaspar“, „Kir Royal“). Die Ausstrahlung ist für 2014 geplant. CRO



Ferdinand Hofer mit Udo Wachtveitl (l.) und Miroslav Nemeč. FOTO: DPA